Mark Butler, Im Auge des Zyklons. Vom chemischen Rausch und dem psychotropen Spiel mit sich

— *Rausch, M.*, „durch den Genuß von Rauschmitteln (z.B. Alkohol) hervorgerufener und die psychischen Fähigkeiten durch Vergiftung beeinträchtigender Zustand", mhd. rūsch, M., „rauschende Bewegung, Anlauf, Angriff", 16.Jh. „Trunkenheit", 18.Jh. „seelische Trunkenheit", zu mhd. rūschen, riuschen, V., „rauschen, brausen, prasseln".[1]

Zahlreiche Praktiken fallen unter Roger Caillois' Begriff des *ilinx*, altgriechisch für „Wasserwirbel" und das „Wirbeln", mit dem er 1958 die Rauschspiele zusammenfasst und in die kulturwissenschaftliche Spieltheorie des 20. Jahrhunderts einführt.[2] Caillois zufolge rufen vor allem verschiedene Bewegungsformen den Rausch hervor, womit er sich ganz im Einklang mit der Etymologie des deutschen Begriffs befindet.[3] Der physische Rausch – so Caillois – wird durch verschiedene Bewegungsmodalitäten erzeugt: Drehen, Tanzen, Schweben, Gleiten, Fallen und Beschleunigen. Eine besondere Rolle nehmen unter den von ihm gegebenen Beispielen Jahrmarktsattraktionen ein, wie sie mit der Industrialisierung aufgekommen sind, da erst an ihnen diese Spielkategorie als solche hervorgetreten sei.[4]

Neben dem durch Bewegung evozierten physischen Rausch spricht Caillois auch von zwei weiteren Modalitäten der Rauschgenese. Zum einen verweist er auf einen moralischen Rausch – die plötzliche Besessenheit und seltsame Erregung, die Erwachsene oft bei transgressiven Handlungen erleben. Zum anderen erwähnt Caillois die chemische Rauschgenese, zu der er ein äußerst ambivalentes Verhältnis hat. Während er die „Trunkenheit" zum *ilinx* zählt, charakterisiert er sie zugleich, mit einer für moderne Spieltheoretiker typischen Geste, als eine „Korruption" bzw. „Perversion" dieser Spielkategorie.[5] Beim Alkohol- bzw. Rauschmittelkonsum, so Caillois, „vollzieht sich der Rausch weder außerhalb der Wirklichkeit noch abgetrennt von ihr; er ist vielmehr in sie eingebaut und entwickelt sich in ihr".[6] Ihm zufolge kommt es zu einer dem zivilisatorischen Fortschritt abträglichen Verirrung, wenn das Spiel nicht in einem hierzu

1 / Gerhard Köbler: *Etymologisches Rechtswörterbuch*, Tübingen 1995, S. 326.

2 / Vgl. Roger Caillois: *Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien 1982 (1958), S. 32 ff.

3 / Das mittelhochdeutsche *rūsch* bezeichnet eine stürmische bzw. turbulente physische Bewegung. Erst mit dem 16. Jahrhundert, parallel zur wachsenden Verbreitung des Branntweinkonsums und zur zunehmenden Psychologisierung des Verhaltens, findet eine semantische Verschiebung von der Sphäre des Physischen hin zur der des Psychischen statt. Vgl. Aldo Legnaro: „Alkoholkonsum und Verhaltenskontrolle – Bedeutungswandel zwischen Mittelalter und Neuzeit in Europa", in: Gisela Völger / Karin von Welck (Hg.), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*, Bd. 1, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 153–176.

4 / Vgl. Caillois, Die Spiele, S. 35. Vgl. auch die Beiträge von Knut Ebeling und Rebekka Ladewig in diesem Band.

5 / Vgl. Caillois, Die Spiele, S. 52 ff.

6 / Ebd., S. 60.

vorgesehenen räumlichen und zeitlichen Rahmen stattfindet, wie auf dem Gelände des Jahrmarkts.[7] Dann entfalte die jeweilige Triebfeder des Spiels – Wettkampf, Zufall, Maskerade oder eben Rausch – eine „absolute Herrschaft", wobei *ilinx* aufgrund seiner Intensität das größte Gefahrenpotential berge.[8] Vom Rauschmittelkonsum geht für Caillois dabei das höchste Risiko aus, da die Wirkung des chemisch erzeugten Rausches sich nicht eingrenzen lasse. Die Gefahr liege in der Gewöhnung des Rauschmittelkonsumenten an die Intensitäten des Rausches, die mit der Zeit unweigerlich in die Sucht münde – eine Versklavung des Konsumenten, die der Sphäre des Spiels entgegengesetzt sei: „Das, was bisher Vergnügen war, wird zur fixen Idee; das freie Spiel wird zum Zwang, die Zerstreuung wird Leidenschaft, Besessenheit und Quelle von Ängsten."[9]

1. *Die Wende von der* sophrosyne *zur Sucht*

> „Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift. Nur die Dosis macht, dass etwas kein Gift ist."[10]

Wie sich am Fall des Alkohols zeigen lässt, ist die Verquickung von Rausch und Sucht konstitutiv für das moderne Subjekt. Caillois' Problematisierung des chemisch erzeugten Rausches entstammt dem Suchtdiskurs, der sich an der Wende zum 19. Jahrhundert in den USA herausbildete und eine Abkehr von der antiken Tugend der Mäßigung (*sophrosyne*) markierte.[11] Während seit dem Beginn der Kulturgeschichte Bier und Wein als ambivalente Medien erfahren und problematisiert wurden, da sie je nach Individuum und Situation sowohl Gutes als auch Schlechtes bewirken können, wurden diese Psychotropika – Mittel, die bei Konsum die ‚Psyche wenden' – in der frühen Geschichte des Abendlandes nicht grundsätzlich abgelehnt.[12] Vielmehr fragte die Rauschethik der antiken Griechen, Römer und Juden danach, wie der Umgang mit Rauschmitteln kultiviert werden konnte – z. B. durch die Figur des *symposiarchos*, der Leiter des Symposions, der den Rausch zeremoniell regulierte, indem er das Mischungsverhältnis von Wein und Wasser sowie etwaige psychoaktive Zusätze bestimmte.[13] Auch mit

7 / Caillois übernimmt die raumzeitliche Begrenztheit als Charakteristikum des Spiels von Johan Huizinga. Vgl. ders.: *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, Reinbek bei Hamburg 1997 [1938], S. 18.

8 / Caillois, Die Spiele, S. 53.

9 / Ebd., S. 53. Vgl. auch ebd., S. 60 ff.

10 / Paracelsus: *Septem Defensiones. Die Selbstverteidigung eines Aussenseiters*, Basel 2003 (1538), S. 63.

11 / Zu dieser Entwicklung vgl. Jacob Sullum: *Saying Yes. In Defense of Drug Use*, New York 2004, S. 55 ff.

12 / Vgl. Hasso Spode: „Vom Archaischen des Gelages. Warum auch der Bierrausch ein Kulturgut ist", in: Andreas Heller (Hg.), *Bier. NZZ Folio 08/94*, S. 18–23. Zum Begriff der Psychotropie vgl. Philippe Pignarre: *Psychotrope Kräfte. Patienten, Macht, Psychopharmaka*, Zürich / Berlin 2006, S. 35.

13 / Vgl. R. Gordon Wasson / Albert Hoffman / Carl A. P. Ruck: *Der Weg nach Eleusis. Das Geheimnis der* Mysterien, Frankfurt a. M. 1990, S. 121 ff. Vgl. auch Gert Preiser: „Wein im Urteil der griechischen Antike", in: Gisela Völger / Karin von Welck (Hg.), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*, Bd. 2, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 507–520.

dem Christentum kam es zu keiner grundlegenden Abkehr von dieser ethischen Position zum Alkohol. Hier wurde ebenfalls der unmäßige Konsum problematisiert, was jedoch nicht verhinderte, dass im Mittelalter innerhalb und außerhalb der Kirche (be-) rauschende Feste gefeiert wurden.[14]

Seit der Antike bis zur Wende des 19. Jahrhunderts wurden vor allem exzessiver Konsum und unangemessene Trinksituationen verurteilt, aber der Rausch an sich wurde nicht verworfen. Dies geschah auch nicht mit Anbruch der Neuzeit, als sich infolge der Reformation die Trinksitten wandelten. Zwar wuchs der Argwohn gegenüber dem Alkohol, was sich in der zunehmenden Problematisierung des ‚Saufteufels' niederschlug, aber das ethische Ziel der Mäßigung war im frühen Protestantismus und Puritanismus noch leitend.[15] Dies galt auch in den puritanischen Kolonien Nordamerikas, wo das Trinken von Bier, Cidre, Wein, Brandy und Rum zum Alltag gehörte. Verurteilt und bestraft wurden lediglich exzessives Trinken und öffentliche Trunkenheit. Während es in den nordamerikanischen Kolonien wie in Europa verschiedene Gesetze zur Regulierung des Alkoholkonsums gab – Sanktionen reichten von Geldstrafen über körperliche Züchtigung, Ächtung, Verbannung, Verurteilung, Inhaftierung und Exkommunikation –, unterlag er noch keiner universellen moralischen Verurteilung.[16]

Erst mit der Diskursivierung der Trunksucht als fortschreitender physiologischer Krankheit, deren zentrales Symptom die Zwanghaftigkeit war, wurde an der Wende zum 19. Jahrhundert der chemische Rausch verworfen und die Prohibition gefordert. Diese Verwerfung betraf zuerst den Branntwein und wurde im Anschluss daran auf weitere Psychotropika übertragen. Vor dem Hintergrund des steigenden Alkoholkonsums im Nachklang der Amerikanischen Revolution und der von ihr ausgehenden soziokulturellen Turbulenzen betrat die Figur des Süchtigen die Bühne. In dieser Zeit wuchsen individuelle Unsicherheiten und Ängste, die häufig mit einem gesteigerten Alkoholkonsum kompensiert wurden, während die enge soziale Kontrolle der kolonialen Lebenswelt zusehends schwand. So wuchs in den Dekaden nach der Revolution der Pro-Kopf-Verbrauch von Alkohol, und statt Cidre und Bier wurden zunehmend Spirituosen konsumiert.[17]

14 / Vgl. Sullum, Saying Yes, S. 56 ff. Vgl. auch Barbara Ehrenreich: *Dancing in the Streets. A History of Collective Joy*, New York 2007, S. 77 ff.

15 / Vgl. Hasso Spode: *Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland*, Opladen 1993, S. 62 ff. Mit der Wende zur Neuzeit nahm auch der Konsum von Branntwein zu. Nachdem die Alkoholdestillation im 11. Jahrhundert entwikkelt worden war und der Branntwein unter der Bezeichnung *aqua vitae* mehrere Jahrhunderte lang als teures und exklusives Therapeutikum genutzt wurde, wurde am Ende des 15. Jahrhunderts seine Produktion gesteigert, um die wachsende Nachfrage zu bedienen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts begann man Getreide statt Wein als Grundstoff für die Branntweinherstellung zu verwenden, wodurch sein Preis fiel und der hedonistische Konsum in der Bevölkerung gefördert wurde. Vgl. ebd., S. 75 ff.

16 / Vgl. Sullum, Saying Yes, S. 69 ff. Zur zunehmenden Problematisierung des Rausches seit dem Beginn der Neuzeit und dem heuchlerischen Versuch seiner legislativen Kontrolle als Teil von Luxusregularien (*leges sumptuariae*), die vor allem für das gemeine Volk galten

In dieser Situation formulierte Benjamin Rush, Unterzeichner der *Declaration of Independence* und Begründer der US-amerikanischen Psychiatrie, erstmals die Diagnose der Sucht als einer physiologischen Krankheit, die das Subjekt fortschreitend seines Willens beraubt.[18] Während Trunkenbolden ehemals die Fähigkeit zugesprochen wurde, sich mäßigen zu können, verloren Süchtige nach Rush im Verlauf ihrer Erkrankung zunehmend die Kontrolle über sich, was die medizinische Lenkung ihrer Lebensführung rechtfertigte. Die Sucht war für ihn eine „Krankheit des Willens", weil sie einen Verlust der Kontrolle über sich und das eigene Verhalten darstelle.[19] Die verursachende Kraft dieser „moralischen Umnachtung" (*moral derangement*) sah Rush im Branntwein, dessen Konsum die physiologische Grundlage sittlichen Urteilens und Handelns schwäche. "[A]rdent spirits [...] impair the memory, debilitate the understanding, and pervert the moral faculties."[20] Der Konsum von Branntwein, der anfangs auf einer freien Entscheidung beruhe, ende nicht nur im Zwang, sondern fördere auch Vulgarität, Sittenlosigkeit und Gewaltbereitschaft – kurz, er entfessele das Animalische im Menschen. "In folly, it causes him to resemble a calf; in stupidity, an ass; in roaring, a mad bull; in quarrelling, and fighting, a dog; in cruelty, a tiger; in fetor, a skunk; in filthiness, a hog; and in obscenity, a he-goat."[21] Die einzige Behandlungsmethode in einem solchen Fall bestehe in einer abrupten und absoluten Abstinenz.

Nachdem sich die Problematisierung des Rausches seit dem Beginn der Neuzeit immer weiter verdichtet hatte, nahm sie bei Rush nun eine klare Gestalt an. Er brachte, wie es im Diskurs über Alkohol üblich geworden war, die Sucht in Zusammenhang mit einer Vielzahl der sozialen Probleme seiner Zeit – von Armut über familiären Verfall und Kriminalität bis zu Krankheit und Wahnsinn. Für ihn war habituelle Trunkenheit eine abscheuliche Krankheit, aber er forderte weder Abstinenz noch Prohibition und unterschied zwischen Branntwein, der seiner Ansicht nach ins Verderben führte, und natürlich fermentierten Getränken wie Bier, Wein und Cidre, die kontrolliert konsumiert werden konnten. Letztere hätten in der Regel einen positiven Einfluss auf den *bios* und führten selten zur „Vergiftung" (*intoxication*), womit Rush

vgl. Michael Stolleis: „Von dem grewlichen Laster der Trunckenheit' – Trinkverbote im 16. und 17. Jahrhundert", in: Völger / Welck (Hg.), Rausch und Realität, Bd. 1, S. 177–191. Vgl. auch Legnaro, Alkoholkonsum und Verhaltenskontrolle.

17 / Vgl. Sullum, Saying Yes, S. 72.

18 / Vgl. Benjamin Rush: „An Inquiry into the Effects of Ardent Spirits upon the Human Body and Mind" [1785], in David F. Musto: *Drugs in America. A Documentary History*, New York / London 2002, S. 27–43. Vgl. auch Harry G. Levine: „Die Entdeckung der Sucht – Wandel der Vorstellung über Trunkenheit in Nordamerika", in: Völger / Welck (Hg.), Rausch und Realität, S. 212–240. Rushs Problematisierung des Branntweins war vorgeformt dadurch, dass in Großbritannien, wo er Medizin studiert hatte, Gin angesichts der sogenannten *gin epidemic* zu Beginn des 18. Jahrhunderts stigmatisiert war. Vgl. z. B. Stephen Hales: "A Friendly Admonition to the Drinkers of Brandy and Other Distilled Spirituous Liquors" [1730], in: Musto, Drugs in America, S. 16–24. Zur *gin epidemic* vgl. auch Timothy G. Coffey: „Beer Street – Gin Lane – Aspekte des Trinkens im 18. Jahrhundert", in: Völger / Welck, Rausch und Realität S. 192–201.

noch eine Differenz zwischen der toxischen Trunkenheit und dem rekreativen Rausch markierte.[22]

Die diskursive Figur der Sucht entfaltete eine starke Wirkung im *temperance movement*, einer der einflussreichsten sozialen Bewegungen der USA im 19. Jahrhundert, die ihre Mitglieder hauptsächlich aus dem Bürgertum rekrutierte.[23] Diese Bewegung formierte sich zur Jahrhundertwende um die ängstliche Annahme, dass es nicht möglich sei, Alkohol selbstverantwortlich zu konsumieren. Sie berief sich auf Rush als ihren geistigen Vater, gab aber zunehmend seine Unterscheidung zwischen Spirituosen und fermentierten Getränken auf. Dementsprechend wurde die Sucht-Diagnose von Seiten der Bewegung stetig ausgeweitet, so dass der kontrollierte Gebrauch von Alkohol zunehmend als unmöglich galt – weswegen die *American Temperance Society* ab 1836 offiziell die totale Abstinenz forderte. Ausgerechnet die moderne ‚Mäßigkeitsbewegung' postulierte somit ironischerweise, dass es nicht möglich sei, maßvoll zu trinken.[24]

Der Gedanke, dass einem Rauschmittel eine unhintergehbare Suchtpotenz innewohnt, ebenso wie der daraus abgeleitete Imperativ der Null-Toleranz gegenüber seinem Konsum, wurden erstmals im Diskurs über Alkohol formuliert. Der presbyterianische Pfarrer Lyman Beecher propagierte bereits 1826 diese neue Haltung, mit der sich die Mäßigkeitsbewegung von der *sophrosyne* abwandte. Für Beecher war Unmäßigkeit eine Sünde, ein Verbrechen sowie eine ansteckende Krankheit, und er radikalisierte die Verschränkung von medizinischen und moralischen Gesichtspunkten in der Problematisierung des Rauschmittelkonsums. Ihm zufolge war jegliche Einnahme von Alkohol, die nicht medizinisch indiziert war, mit Missbrauch gleichzusetzen – ein Gewaltverbrechen des Subjekts an sich selbst und anderen.

"I know that much is said about the prudent use of ardent spirits; but we might as well speak of the prudent use of the plague – of fire handed prudently among powder – of poison taken prudently every day – or of vipers and serpents introduced prudently into our dwellings, to glide about as a matter of courtesy to visitors, and of amusement to our children. [...] There is no prudent use of ardent spirits, but when used as a medicine."[25]

19 / Vgl. Benjamin Rush: *Medical Inquiries and Observations upon the Diseases of the Mind*, Philadelphia 1812, S. 263 ff.

20 / Rush, Effects of Ardent Spirits, S. 30 f.

21 / Ebd., S. 29. Die Assoziation der Volltrunkenheit mit dem Animalischen ist eine ältere Diskursfigur, die auch schon im 16. Jahrhundert verwendet wurde, um den Konsum von Branntwein zu problematisieren. Vgl. Stolleis, Laster der Trunckenheit, S. 181.

22 / Ebd., S. 30 ff. Vgl. auch Sullum, Saying Yes, S. 73. Die gesonderte Problematisierung des Branntweins im Gegensatz zu fermentierten Getränken wurde auch in Deutschland bereits im 16. Jahrhundert formuliert, weil er schneller zu Geldverlust, Hunger, Krankheit und Tod führe. Vgl. Stolleis, Laster der Trunckenheit, S. 187.

23 / Die moderne Mäßigkeitsbewegung bildete sich zuerst in den USA heraus, und breitete sich international aus, vor allem in Großbritannien und seinen Kolonien sowie in Skandinavien. Vgl. Levine, Entdeckung der Sucht, S. 222 ff.

24 / Vgl. Sullum, Saying Yes, S. 68.

25 / Lyman Beecher: „Six Sermons on the Nature, Occasions, Signs, Evils and Remedy of Intemperance" [1826], in:

Alkohol knechte seinen Konsumenten, weswegen der nicht-medizinische Konsum genauso abgeschafft werden müsse wie die Sklaverei. Beecher verschärfte den Standpunkt der vorangegangenen Branntweingegner und richtete die Rhetorik der Dämonisierung, die das Christentum lange für exotische Psychotropika wie Cannabis oder Coca reserviert hatte, auf ein Rauschmittel, das seit dem Beginn der Kulturgeschichte zum Eigenen des Abendlandes gehörte.[26] Alkohol wurde als ein Agent mit eigenem Willen und böswilligen Absichten konzipiert – *demon spirits* und "*voodoo pharmacology*"[27].

In der Folge wurde der Gebrauch von Rauschmitteln zunehmend mit deren Missbrauch gleichgesetzt, während der Diskurs über Drogen sich mit den Diskursen über Delinquenz und Devianz amalgamierte.[28] Insofern spielte die Sucht eine zentrale Rolle in der Formation der Disziplinar- und Bio-Macht.[29] Die Figur des Süchtigen überschnitt sich mit den Figuren des Delinquenten und des Perversen und stellte ebenso ein Phantasma des Anderen dar, mittels dessen sich die (re)produktiven Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft ihrer Anständigkeit und Normalität versichern konnten.[30] Der von Drogen versklavte Süchtige diente als Kontrastfolie, um den freien Willen des bürgerlichen Subjekts hervorzuheben, das sich im Gegensatz zu den Angehörigen der oberen wie der unteren Schichten dem Drogenkonsum eher verweigerte (mit der Ausnahme von koffeinhaltigen Getränken, Tabak und, ab Mitte des 20. Jahrhunderts, *neuroenhancement* versprechenden Psychopharmaka). Vor diesem Hintergrund setzte sich die Forderung nach Prohibition durch. Obwohl dieses moderne Tabu bei Alkohol nur zwischen 1919 und 1933 in den USA wirksam war, hat es sich global für fast alle anderen Rauschmittel durchgesetzt – egal ob Opium, Kokain, Cannabis, LSD oder MDMA. So geht der chemische Rausch dieser Mittel stets auch mit einem moralischen Rausch einher, da ihr Besitz kriminalisiert und ihr Konsum stigmatisiert wurde.

Das Suchtmodell des 19. Jahrhunderts greift aber viel zu kurz. Entgegen der bis heute anhaltenden Gleichsetzung von Drogen*ge*brauch und Drogen*miss*brauch, die den diskursiven Kern des US-amerikanischen *War on Drugs* bildet, muss festgestellt

Musto, Drugs in America, S. 44–86, hier S. 58.

26 / Vgl. Ernest L. Abel: *Marihuana. The First Twelve Thousand Years*, New York / London 1980, S. 106 ff. Und vgl. Dominic Streatfeild: *Cocaine. An Unauthorized Biography*, New York 2001, S. 30 ff.

27 / Vgl. Sullum, Saying Yes, S. 10 ff. Die Psychotropika bilden die potentesten Fetische der Kulturgeschichte, und die Abwendung von der bezaubernden Kraft des Alkohols in der modernen Mäßigkeitsbewegung entspricht der Entdeckung und Problematisierung von anderen fetischistischen Tendenzen in der eigenen Kultur. Vgl. Hartmut Böhme, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 20 ff.

28 / Vgl. Levine, Entdeckung der Sucht, S. 221. Nach einer ersten Konjunktur im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts gewann die Mäßigkeitsbewegung vor allem zur Jahrhundertwende an Kraft und Einfluss. Vgl. ders.: „Mäßigkeitsbewegung und Prohibition in den USA", in: Völger / Welck (Hg.), Rausch und Realität, S. 241–251. Vgl. auch Sullum, Saying Yes, S. 81 f.

29 / In Beechers Ausführungen vermengten sich Sorgen um den individuellen und solche um den kollektiven Körper. Der Süchtige fiel nicht nur vom rechten Glauben ab, sondern war ein unproduktiver

werden, dass die meisten Konsumenten einen kontrollierten Gebrauch von ihren bevorzugten Rauschmitteln entwickeln. Dem Weltdrogenbericht des *United Nations Office on Drugs and Crime* von 2008 zufolge stellt die große Mehrheit der Konsumenten illegaler Psychotropika „Gelegenheitskonsumenten" dar. Nur ca. 12,5 % bilden ein „problematisches" Konsummuster heraus, das häufig mit einer Sucht einhergeht.[31] Es stimmt zwar, dass die Sucht stets eine latente Gefahr des Rausches ist und mit der Psychose seinen pathologischen Rand bildet. Aber der Rauschmittelkonsum lässt sich nicht darauf reduzieren. Die Sucht ist keineswegs unausweichlich und lässt sich auch nicht allein auf die Potenz des Psychotropikums zurückführen. Vielmehr wird sie durch den zeitgenössischen neurowissenschaftlichen Diskurs in einer Dysfunktionalität des dopaminergen Systems verortet, die nicht nur von der Pharmakologie des eingenommenen Rauschmittels bedingt ist, sondern auch von der genetischen Veranlagung und aktuellen Konstitution des Konsumenten.[32] Des Weiteren ist die Suchtanfälligkeit auch von dem Konsummuster und dem dazugehörigen „Drogenkonzept" des Rauschmittelkonsumenten abhängig sowie von der breiteren soziokulturellen Rahmung.[33] Caillois' Charakterisierung des chemischen Rausches als vollkommen regel- und grenzenlos wird widerlegt von Studien, die seine soziokulturelle Spezifik beleuchten.[34] Das komplexe biologische, pharmakologische, soziale und kulturelle Wirkungsgefüge bringt eine hohe individuelle Varianz mit sich – nicht nur hinsichtlich Konsummuster und Suchtanfälligkeit, sondern auch bezüglich der Rauscherfahrung selbst. Sie ist nicht nur von den neurochemischen Prozessen abhängig, die von dem jeweiligen Psychotropikum ausgelöst werden, sondern mindestens genauso stark von individuellen Erfahrungen, internalisierten Diskursen und den hieraus resultierenden Erwartungen.

Parasit, der den sozialen Wohlstand aufzehrte und zentrale Institutionen der Nation zersetzte – die Familie, das Militär wie auch die Wirtschaft. Vgl. Beecher, Six Sermons, S. 62 ff.

30 / Vgl. Sadie Plant: *Writing on Drugs*, London 1999, S. 154.

31 / Vgl. United Nations Office on Drugs and Crime: *2008 World Drug Report*, http://www.unodc.org (zuletzt aufgerufen am 9.11.2009). Ab 2009 wurden geschätzte Spannbreiten des Drogenkonsums eingeführt. Demnach sind 7,2% bis 22% aller Konsumenten von illegalen Psychotropika zwischen 15 und 64 Jahren als problematisch einzustufen. Alle quantitativen Angaben zur Drogennutzung sind aufgrund methodischer Schwierigkeiten bei der Erhebung dieser Daten mit Vorsicht zu genießen, sowohl hinsichtlich der absoluten Zahlen von Konsumenten als auch im Hinblick auf das Verhältnis von problematischen und Gelegenheitskonsumenten. Zur Methodik sowie den Grenzen und Schwächen dieses Berichts vgl. dies.: 2009 World Drug Report, ebd., S. 22.

32 / Vgl. Nora Volkow et. al.: „Imaging dopamine's role in drug abuse and addiction", in: *Neuropharmacology* 56 (2009), S. 3–8. Vgl. auch Nora Volkow/George Koob: „Neurocircuitry of Addiction",

11. *Die Polyvalenz der Psychotropie*

„Das *pharmakon* ist die Bewegung, der Ort und das Spiel (die Hervorbringung der) Differenz. Es ist die *différance* der Differenz."[35]

Alle Psychotropika weisen, wie Alkohol, eine grundlegende Polyvalenz auf, die sich in dem semantischen Feld des altgriechischen Begriffs *pharmakon* niederschlägt – ‚Heilmittel', ‚Zaubermittel' oder ‚Gift' –, unter dem diese Mittel subsumiert werden können. So begannen die meisten Psychotropika ihre abendländische Karriere als Medikamente, um zu einem bestimmten Zeitpunkt hedonisiert und daraufhin verteufelt zu werden. Die typische Geschichte eines Rauschmittels in der abendländischen Neuzeit verlief nach folgendem Schema: Das Psychotropikum wurde zu Beginn als teures und seltenes Medikament eingeführt und als potentes Wundermittel gelobt, das gegen diverse Beschwerden verabreicht wurde bzw. den soziokulturellen Eliten als exklusives Genussmittel diente. Egal ob Branntwein, Morphium, Kokain, Cannabis, LSD oder Amphetamin – sie wurden alle in der Regel zunächst wohlwollend aufgenommen oder gar als medizinische Allheilmittel gefeiert. Im Zuge dieser Idealisierung der Psychotropika kam es aber immer zu einem Umschlagpunkt. Mit der Verbreitung des Wissens um ihre Rauschwirkung wurden sie von immer mehr Menschen als rekreative Mittel jenseits der medizinischen Sphäre eingesetzt. Mit diesem Wechsel des Konsumstils kam es zu einer zunehmenden Problematisierung, bis die Rede vom ‚Missbrauch' den öffentlichen Diskurs dominierte. Dieser Wandel in der kulturellen Wertschätzung fand bei allen Psychotropika statt, die als Rauschmittel populär wurden. Mit der Verbreitung ihres rekreativen Gebrauchs schlug die übertriebene Wertschätzung in eine ebenso starke Dämonisierung um, die darauf zielte, die verteufelten Mittel aus dem sanktionierten Raum der Kultur zu exkommunizieren. Im Verlauf der Moderne wurde das *pharmakon* zum *pharmakos*, zu dem, was ausgeschieden werden muss, um den Kollektivkörper vor einer Krise zu bewahren.[36]

in: *Neuropsychopharmacology* 35 (2010), S. 217–238, Vorabpublikation im Internet, http://www.neuropsychopharmacology.org (zuletzt aufgerufen am 26.8.2009).

33 / Zum Begriff des Drogenkonzepts vgl. Henrik Jungaberle: „Rituale und Integrationskompetenz beim Gebrauch psychoaktiver Substanzen", in: Henrik Jungaberle / Rolf Verres / Fletcher Dubois (Hg.), *Rituale erneuern. Ritualdynamik und Grenzerfahrung aus interdisziplinärer Perspektive*, Gießen 2006, S. 77–106, hier S. 83. Zur soziokulturellen Rahmung des Rausches vgl. Henrik Jungaberle / Fletcher DuBois: „Risk and Ritual – Two Frames for Drug Use", in: Henrik Jungaberle / Jan Weinhold (Hg.), *Rituale in Bewegung. Rahmungs- und Reflexivitätsprozesse in Kulturen der Gegenwart*, Berlin 2006, S. 193–226.

34 / Vgl. z.B. Craig MacAndrew / Robert B. Edgerton: *Drunken Comportment. A Social Explanation*, Clinton Corners 2003.

35 / Jacques Derrida: „Platons Pharmazie" [1968], in: ders., *Dissemination*, Wien 1995, S. 143.

36 / Vgl. Derrida, Platons Pharmazie, S. 147 ff. *pharmakos*, ein mit *pharmakon* verwandter Begriff, bezeichnete im Altgriechischen einen Sündenbock bzw.

Die Ambivalenz des Rausches liegt nicht zuletzt darin begründet, dass Psychotropika sich nicht mit der abendländischen Metaphysik greifen lassen. Oder, wie es Jacques Derrida auf den Punkt bringt: Das *pharmakon* ist eine grundsätzlich unfassbare „Antisubstanz" – „das, was jedem Philosophen widersteht, was als Nicht-Identität, Nicht-Wesen, Nicht-Substanz endlos darüber hinausgeht und ihr gerade dadurch die unerschöpfliche Gegenwendigkeit ihres Fundus (*fonds*) und ihres Mangels an Tiefe (*fond*) verschafft".[37] Die überschäumende Transgressivität des *pharmakon*, die jegliche begriffliche Festlegung unterläuft, zeigt sich exemplarisch an der Vielseitigkeit der einzelnen Psychotropika. Erstens können sie je nach *Dosis*, *Set* und *Setting* ganz unterschiedliche Wirkungen entfalten und Gift, Zaubermittel oder Kur sein.[38] Zweitens schlägt sich ihre Polyvalenz auch in der metonymischen Kette von zur Klassifikation verwendeten Begriffen nieder, die nicht zur Ruhe kommt. Diese terminologische Unruhe zeigt sich bei den einzelnen Psychotropika, die im Verlauf ihrer Geschichte in der Regel mehrere Kategorien durchlaufen – etwa im Fall von LSD, das je nach Diskurs als Phantastikum, Psychotomimetikum, Psychedelikum oder Entheogen aufgefasst und gebraucht wurde.[39] Diesem Molekül wurden die unterschiedlichsten Wirkungen zugeschrieben, von der Entfesselung der Phantasie über die Nachahmung von Psychosen und die Manifestation der Psyche bis hin zur Offenbarung des Sakralen. Die Unfassbarkeit der Psychotropika zeigt sich selbst bei einem scheinbar so klaren Mittel wie Amphetamin, das im Verlauf seiner Geschichte unter anderem als Antidepressivum, Psychostimulans, Antipsychotikum und Psychotomimetikum sowie als Sedativum für verhaltensauffällige Kinder begriffen und eingesetzt wurde.[40] Nicht zuletzt manifestiert sich die polymorphe Fluidität der Psychotropika in ihren diversen Aufbereitungsformen und Einnahmemodalitäten – Wein ist genauso wenig mit Branntwein gleichzusetzen wie Coca mit Kokain oder Crack – sowie ihren mannigfachen Nutzungsweisen – vom Einsatz als rituellem Medium über die Verwendung als verschriebenem Medikament bis hin zum Gebrauch als rekreativem Rauschmittel:

„Das ‚Wesen' des pharmakon besteht darin, daß es, da es weder ein festes Wesen noch einen ‚eigenen' Charakter hat, in keinem Sinne dieses Wortes (metaphysisch, physisch, chemisch,

ein Menschenopfer. Mit der rituellen Tötung bzw. Verbannung eines Armen, Sklaven, Verurteilten oder Fremden, sollte die Gemeinschaft in Krisenzeiten geläutert werden, um sie z. B. vor einer Dürre, Hungersnot oder Plage zu retten.

37 / Ebd., S. 78. Zur grundlegenden Ambivalenz des *pharmakon* bei Platon vgl. ebd., S. 110 f.

38 / Set umfasst die individuelle Erwartungshaltung, die aktuelle Befindlichkeit und die soziokulturelle Prägung desjenigen, der ein Psychotropikum zu sich nimmt. Setting umfasst die physische und soziale Umgebung in der dies geschieht. Vgl. Norman E. Zinberg: *Drug, Set, and Setting. The Basis for Controlled Intoxicant Use*, New Haven / London 1984.

39 / Vgl. Martin A. Lee / Bruce Shlain: *Acid Dreams. The Complete Social History of LSD: the CIA, the Sixties, and Beyond*, New York 1992.

40 / Vgl. Nicolas Rasmussen: *On Speed. The Many Lives of Amphetamine*, New York / London 2008.

alchimistisch) eine Substanz ist. Das pharmakon hat keine ideale Identität, es ist aneidetisch, und an erster Stelle, weil es nicht monoeidetisch ist (in dem Sinne, in dem der Phaidon vom eidos als einem einfachen spricht: monoeides). Diese ‚Arznei' ist kein einfaches. [...] Sie ist vielmehr die vorgängige Mitte, in der sich die Differenzierung im allgemeinen und die Opposition zwischen dem eidos und seinem anderen vollzieht [...]."[41]

Als Einheit des Gegensätzlichen bewahrt das *pharmakon* bzw. Psychotropikum stets eine grundlegende Polyvalenz.[42] Es hat keine Essenz, kein Sein und keine (Selbst-) Identität. Es ist ein Medium in Bewegung, das zum Fluidalen gehört und dessen Wirkungen stets einen anderen Sinn annehmen können.[43] In seiner Beweglichkeit vermittelt es zwischen mehreren entgegengesetzten Sphären, ohne sie zu durchmischen oder einer von ihnen eindeutig zugeordnet zu sein: Sinnlichem und Intelligiblem, Passivem und Aktivem, Somatischem und Psychischem, Innerem und Äußerem, Sichtbarem und Unsichtbarem, Erinnertem und Vergessenem, Heilendem und Schädlichem etc.

41 / Derrida, Platons Pharmazie, S. 141 f.
42 / Zur Liminalität, Fluidität und Ambi- bzw. Polyvalenz des *pharmakon* vgl. ebd., S. 143.
43 / Zur Schwierigkeit das *pharmakon* zu fassen, und der Versuch der modernen Medizin, dies nach dem zweiten Weltkrieg durch das „Labor der Placebotests" bzw. das „Doppel-Blind-Labor" in den Griff zu bekommen vgl. Pignarre, Psychtrope Kräfte, S. 33 ff.
44 / John C. Lilly: *The Center of the Cyclone. An Autobiography of Inner Space*, New York 1973, S. 1.
45 / Caillois, Die Spiele, S. 32.

III. *Phänomenale Facetten des Rausches*

> "The center of the cyclone is that rising quiet central low-pressure place in which one can learn to live eternally. Just outside of this Center is the rotating storm of one's own ego, competing with other egos in a furious high-velocity circular dance. As one leaves center, the roar of the rotating wind deafens one more and more as one joins this dance. One's centered thinking-feeling-being, one's own Satoris, are in the center only, not outside. One's pushed-pulled driven states, [...] one's self created hells, are outside the center. In the center of the cyclone one is off the wheel of Karma [...]. Here we find that we have created Them who are Us."[44]

Trotz der grundlegenden Unfassbarkeit der Psychotropika lässt sich ein Diskurs über ihren Rausch führen. In dieser Hinsicht kann eine letzte Kritik an Caillois' Konzeption des *ilinx* formuliert werden. Seiner Charakterisierung zufolge bewegt sich diese Spielkategorie zwischen „Ekstase", „Panik" und betäubender „Hypnose des Bewusstseins".[45] Dagegen zeigen die Zeugnisse von Drogenkonsumenten, dass der Rausch sich

nicht auf „einen tranceartigen Betäubungszustand [...], der mit kühner Überlegenheit die Wirklichkeit verleugnet", reduzieren lässt.[46] Die ‚Reiseberichte' moderner Psychonauten – man denke etwa an Thomas De Quincey, Charles Baudelaire, Walter Benjamin, Anaïs Nin, William S. Burroughs, Allen Ginsberg, Jack Kerouac, Diane di Prima, Ernst Jünger, Aldous Huxley, Ken Kesey, Philip K. Dick, Ann und Alexander Shulgin oder die zahlreichen pseudonymen Veröffentlichungen im Internet – erzählen von weitaus facettenreicheren Rauschzuständen.[47] Genauso wie der Konsum von Psychotropika nicht unweigerlich in die Sucht führt, ist Rausch nicht mit Besinnungslosigkeit gleichzusetzen. Rausch ≠ Vollrausch. Vielmehr gibt es zwischen leichter Beschwipstheit, betäubter Benommenheit und exzessiver Ekstase mannigfache Schattierungen des *ilinx*. Als Kontrastfolie zu Caillois' reduktionistischer Definition und zur Veranschaulichung der phänomenalen Vielfältigkeit des chemischen Rausches werden im Folgenden seine zentralen Dimensionen skizziert.[48] Dabei wird der Fokus auf den gemeinsamen Charakteristika der verschiedenen Formen des Rausches liegen, wie sie von einigen der populärsten rekreativen Psychotropika hervorgerufen werden.[49]

Die verschiedenen Rauschmittel bieten zum Teil sehr ähnliche Erlebnisse, die sich in unterschiedlichen Konfigurationen, Intensitäten und Dynamiken entfalten. Vor jeglicher spezifischen Ausprägung ist ihnen allen gemeinsam – egal ob Alkohol, Opium, Kaffee, Tabak, Kokain, Cannabis, LSD, Amphetamin oder MDMA –, dass sie die Wahrnehmung transformieren und dieser Prozess vom Wunsch besetzt wird.[50] Im Rausch kommt es zu einer lustvollen Veränderung des Leibempfindens und der Sinne. Die rekreativen Rauschmittel bewirken alle eine Transformation und Erotisierung der *aisthesis*. Sie können zwar in hohen Dosen betäubend wirken, wie Caillois behauptet, aber sie führen meistens zu einer Modulation der Wahrnehmung, die des öfteren gerade als Steigerung bzw. Schärfung beschrieben wird.

Auch werden affektive und kognitive Prozesse moduliert. Der emotionale Zustand des Rauschmittelkonsumenten wird verändert: vom (kosmischen) Gelächter des Cannabisrausches über die euphorische Zuversicht des Kokainrausches bis zum affektiven Spektrum des LSD-Rausches zwischen höllischer Angst und himmlischer Seligkeit.[51]

46 / Ebd.

47 / Der Begriff des Psychonauten für den Typus des inneren Abenteurers, der unerforschte Regionen der Seele bereist und erkundet, wurde vom Apothekersohn Ernst Jünger geprägt. Vgl. ders.: *Annäherungen. Drogen und Rausch*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien 1980, S. 11 ff und S. 275 ff. Für eine Übersicht von modernen psychonautischen Reiseberichten vgl. Alexander Kupfer: *Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik*, Stuttgart / Weimar 2006. Vgl. auch Cynthia Palmer / Michael Horowitz (Hg.): *Sisters of the Extreme. Women Writing on the Drug Experience*, Rochester 2000 und http://www.erowid.com (zuletzt aufgerufen am 9.11.2009).

48 / Zur Phänomenologie des Rausches vgl. Aldo Legnaro: „Ansätze zu einer Soziologie des Rausches – zur Sozialgeschichte von Rausch und Ekstase in Europa", in: Völger / Welck (Hg.), Rausch und Realität, S. 93–114, hier S. 98 ff. Vgl. auch Arnold M. Ludwig: „Altered States of Consciousness", in: Charles T. Tart (Hg.): *Altered States of Conciousness*, Garden City 1972, S. 11–24, hier S. 15 ff.

49 / Ihre jeweiligen Spezifika müssen an dieser Stelle vernachlässigt werden,

Dabei wird die Phantasie häufig angeregt, was Transformationen des Wahrgenommen, imaginäre Überformungen der Stimuli, Synästhesien und Illusionen evozieren kann. Wie die Imagination verändert sich auch das Denken. Dabei ist es ein Irrtum, wenn behauptet wird, dass Vernunft, Wille oder Urteilsvermögen vollends außer Kraft gesetzt werden. Das ist meistens nicht der Fall, obwohl diese Fakultäten wie alles andere transformiert werden. Im Rausch wird in der Regel sowohl reflexive Aufmerksamkeit als auch fluidaler Selbstverlust bezeugt – zwei konstitutive Dimensionen des Spiels.[52] Mit steigender Dosierung treten diese beiden Pole zusehends auseinander, bis zu dem Punkt, an dem das psychotrope Spiel mit sich in Psychose, Katatonie oder Tod endet. Der selbstreflexive Pol kann in einer toxischen Paranoia hypertrophieren oder aber in den Fluten der einströmenden Reize verschwinden.

Je nach Rauschmittel kann es zu einer Vergrößerung oder Verkleinerung bzw. Verhärtung oder Verflüssigung des Selbst kommen. So wird z. B. im Rausch von Cannabis oder LSD, mit steigender Intensität die Membran zwischen Innen und Außen zusehends durchlässig, was in eine „ozeanische" Erfahrung münden kann.[53] In diesem Zustand überschwemmt die Einheit zwischen Selbst und Welt ihre Differenz. Interessanterweise gibt es Berichte, in denen das Ego verschwindet, aber das Selbstempfinden erhalten bleibt. Während mit steigender Intensität des Rausches das Rauschen des unbewussten Subjekts verstärkt wird, gibt es einen Moment im psychotropen Wirbel, in dem Ruhe eintritt – das „Zentrum des Zyklons", von dem der psychonautische Kartograph John C. Lilly spricht. In Kontrast zu der expansiven Fluidität von Phantastika wie Cannabis oder Psychedelika wie LSD kommt es bei hohen Dosen von Psychostimulanzien wie Amphetamin oder Kokain zu einer Verfestigung der Grenze zwischen Selbst und Welt. Hierbei verengt sich der Blick und verschließt sich für Alternativen, während sensomotorische und kognitive Muster sich zunehmend wiederholen.[54]

Allen populären Psychotropika ist gemein, *dass* sie die Phantasie anregen können. Sie unterscheiden sich aber darin merklich voneinander, *wie* sie dies tun. Die selbsttätigen Phantasmen (*imagines agentes*) des Alkohol-, Cannabis-, LSD-, MDMA- und Opiumrausches stehen im starken Kontrast zu der hyptertrophen Wachheit, die von Koffein, Amda es den Rahmen dieses Essays sprengen würde, sie angemessen darzustellen.

50 / Vgl. Gilles Deleuze / Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin 1997, S. 384. Vgl. auch Gilles Deleuze: „Zwei Fragen zur Droge", in: Daniel Lapoujade (Hg.): *Schizophrenie & Gesellschaft. Texte und Gespräche 1975–1995*, Frankfurt a. M. 2005, S. 144–147.

51 / Zur Erheiterung des Cannabisrausches vgl. Walter Benjamin: „Hauptzüge der ersten Haschisch-Impressionen", in: Tilman Rexroth (Hg.), *Über Haschisch*, Frankfurt a. M. 1972, S. 65–68. Zur Euphorie und vitalen Überfülle des Kokainrausches vgl. Paolo Mantegazza: „On the Hygienic and Medicinal Properties of Coca and on Nervine Nourishment in General" (1858), in: Nicoletta Pireddu (Hg.), *Physiology of Love and Other Writings*, Toronto 2008, S. 319–350. Zum affektiven Spektrum des LSD-Rausches vgl. Lilly, Center of the Cyclone, S. 6 ff.

52 / Vgl. Natascha Adamowsky: *Spielfiguren in virtuellen Welten*, Frankfurt a. M. 2000, S. 51. Die Erfahrungsqualität des Flusshaften entspricht Mihaly Csikszentmihalyis Flow-Erfahrung. Csikszentmihalyi räumt Psychotropika die Fähigkeit ein, diesen Zustand zu pro-

phetamin und Kokain verursacht wird.[55] Hierzu muss aber angemerkt werden, dass die Psychostimulanzien ab einer bestimmten Dosis zu regelmäßigem Konsum oder zu langanhaltendem Rausch zu Illusionen und der synästhetischen Manifestation von Phantasmen führen können. Diese sind aber meist von der paranoid-phobischen Sorte – wie die berüchtigten *coke* bzw. *speed bugs*, haptische Halluzinationen, die beim exzessiven Konsum von Kokain oder Amphetamin häufig auftreten.[56]

Im Zuge der Veränderung von sensorischen und affektiv-kognitiven Prozessen findet im Rausch stets auch eine Metamorphose von Zeit und Raum statt, also des Koordinatensystems, an dem sich die Vernunft orientieren muss.[57] Alle Psychotropika sind Zeitmaschinen, erzeugen spezifische Be- bzw. Entschleunigungsprozesse: So bewirkt z. B. Cannabis zumeist eine Verlangsamung aller Aktivitäten, während Amphetamin zu einer regelrechten Raserei führen kann. Ernst Jünger sieht die zentrale Kraft der Psychotropika in diesem Vermögen, die Zeit zu modulieren:

„Das Wagnis, das wir mit der Droge eingehen, besteht darin, daß wir an einer Grundmacht des Daseins rütteln, nämlich an der Zeit. Das freilich auf verschiedene Weise: je nachdem, ob wir uns betäuben oder stimulieren, dehnen oder komprimieren wir die Zeit. [...] Wenn wir die Zeit [...] einem Strom vergleichen, so scheint er sich dem Stimulierten zu verengen, schneller zu fließen, in Wirbeln und Kaskaden zu Tal zu sprühen. [...] Unter dem Einfluß narkotischer Mittel dagegen verlangsamt sich die Zeit. Der Strom fließt ruhiger; die Ufer treten zurück. [...] Die Zeit wird uferlos; sie wird zum Meer."[58]

Dabei kommt es im Rausch stets zu einer Steigerung der Gegenwart, die dazu tendiert, absolut zu werden. Das Hier und Jetzt hat Vorrang vor dem Dann und Dort. In dieser Zeitlosigkeit bzw. dieser Überfülle an Zeit kann es zwar auch zu Erinnerungen und Projektionen kommen. Diese Vorstellungen entfalten aber eine spürbare Präsenz in der gesteigerten Gegenwart des Rausches, egal ob sie auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft gerichtet sind. Im Rausch können die Spuren des zerebralen „Palimpsests" reanimiert und der Zugang zum Langzeitgedächtnis erhöht werden, ebenso wie der virtuelle Möglichkeitshorizont des Noch-nicht-Geschehenen expandieren kann.[59]

duzieren, sieht den chemisch erzeugten Flow aber fälschlich durch „eine niedrige Komplexitätsstufe" und durch die Unfähigkeit des Berauschten charakterisiert, einen Umgang mit den chemisch stimulierten Sinneseindrücken zu erlernen. Vgl. Mihaly Csikszentmihalyi: *Flow. The Psychology of Optimal Experience*, New York 1990, S. 169 f.

53 / Vgl. z. B. Stanislav Grof: *The Adventure of Self-Discovery: Dimensions of Consciousness and New Perspectives in Psychotherapy*, New York 1988, S. 11 ff. Zum Ozeanischen und seiner Erzeugung durch den Konsum von Psychotropika wie Alkohol, Äther oder Lachgas vgl. William James: *The Varieties of Religious Experience. A Study in Human Nature*, New York 2002 (1902), S. 379ff, vor allem S. 387 ff.

54 / Vgl. Leslie Iversen: *Speed, Ecstasy, Ritalin. The Science of Amphetamines*, Oxford u. a. 2006, S. 24 f.

55 / Zu *imagines agentes* vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formungen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 2006, S. 221 ff.

56 / Vgl. Philip K. Dick: *A Scanner Darkly*, New York / Toronto 1991, S. 3 ff. Es gibt aber auch positive Berichte von den *imagines agentes* der Psychostimulantien. Vgl. z. B. Mantegazza, Coca and

So wie die Erfahrung der Zeit sich verändert, wird auch das innere Erleben des äußeren Raums transformiert. Z. B. kann die Einnahme von Haschisch zum Wandel von räumlichen Maßstäben und Perspektiven führen:

„Der Raum verkleidet sich vor uns, nimmt wie ein lockendes Wesen die Kostüme der Stimmungen um. Ich erfahre das Gefühl, nebenan im Zimmer könnte sowohl die Kaiserkrönung Karls des Großen wie die Ermordung Heinrichs des IV., die Unterzeichnung des Vertrages von Verdun und die Ermordung Egmonts sich abgespielt haben."[60]

Der Rauschmittelkonsum kann zu einer gesteigerten Sensibilität für Atmosphären oder zu einer erhöhten Entdeckungsbereitschaft hinsichtlich unbekannter Wege führen. Die Dimension des inneren Erlebens dehnt sich ins Unermessliche aus, so dass manche *trips* bei physischer Bewegungslosigkeit mit geschlossenen Augen stattfinden. Wer Amphetamin oder Kokain konsumiert, zeichnet sich hingegen durch einen gewachsenen Aktivitäts- und Bewegungsdrang aus und entwickelt eher einen entschlossenen und zugleich zuversichtlichen Tunnelblick.

Nicht zuletzt kommt es bei allen Rauschmitteln zu einer Veränderung der Bedeutungszuschreibung im Hinblick auf Empfindungen, Gedanken, Dinge, Phänomene, Ereignisse und Situationen. Die Sensibilität für symbolische Muster kann sich bis zu einem Punkt steigern, an dem jedes Detail höchste Bedeutsamkeit und jeder Zufall die Qualität einer Offenbarung annimmt. Der Rausch ist um das dezentrierte Subjekt zentriert. Alles was geschieht, ist an dieses adressiert. Hieraus ergibt sich auch eine gesteigerte Suggestibilität des Berauschten. Zur Rauscherfahrung gehören aber ebenso selbstreflexive Momente, insofern es sich um ein Spiel handelt, in dem man sich z. B. dabei erwischt, wie man in eine Bedeutungsfalle getappt ist, was meist in einem kosmischen Gelächter mündet. Es gibt zwar einige Psychonauten, die dem Rausch eine höhere Wahrhaftigkeit als der nüchternen Wahrnehmung zuschreiben – etwa die Konsumenten von serotoninergen Psychotropika wie MDMA oder Prozac, die des öfteren bezeugen, dass das jeweilige Mittel ihnen Zugang zu ihrem authentischen Selbst verschafft.[61] Diese Überhöhung des Rausches charakterisiert Michel Foucault aber im *Theatrum Philosophicum* als Unsinn.

Nervine Nourishment, S. 341 ff.

57 / Vgl. Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, Hamburg 2003 (1781/1787), S. 97 ff.

58 / Jünger, Annäherungen, S. 31.

59 / Zur Funktion des Gehirns als Medium, in dem Erfahrungen eingeschrieben werden und sich sukzessiv überdekken, aber stets als Spur erhalten bleiben und durch liminale Erfahrungen reanimiert werden können, vgl. Thomas De Quincey: „Suspiria de Profundis: Being a Sequel to the Confessions of an English Opium-Eater" (1845), in: Grevel Lindop (Hg.): *Confessions of an English Opium-Eater and Other Writings*, Oxford u. a. 1998, S. 87–181, hier S. 139 ff. Vgl. auch Assmann, Erinnerungsräume, S. 154 ff.

60 / Walter Benjamin: „Hauptzüge der zweiten Haschisch-Impression", in: Rexroth (Hg.), Haschisch, S. 69–76, hier S. 69. Zum Zeit- und Raumerleben des Haschischessers vgl. auch Walter Benjamin: „Haschisch in Marseille", in: ebd., S. 45–54, hier S. 46 f.

61 / Vgl. z. B. Bruce Eisner: *Ecstasy. The MDMA Story*, Berkeley 1994, S. 33 ff. Vgl. auch Peter D. Kramer: *Listening to Prozac. The Landmark Book about Antidepressants and the Remaking of the Self*, New York u. a. 1997, S. 19.

„Die Droge – wenn man diesen Ausdruck denn überhaupt sinnvoll im Singular benutzen kann – hat nichts mit wahr und falsch zu tun; nur Kartenlegerinnen öffnet sie eine Welt, die ‚wahrer als die Wirklichkeit' ist. Tatsächlich verschiebt sie Dummheit und Denken gegeneinander und nimmt dem unbeweglichen Theater seine alte Notwendigkeit."[62]

Die Welt erscheint angesichts der erlebten Transformationen des Rausches vielmehr als virtuell – möglich, aber nicht notwendig. Die alltägliche Lebenswelt wird aus dieser Perspektive häufig als ein Spiel beschrieben, und zwar gerade aufgrund des neu gewonnenen Einblicks in ihre Konstruiertheit und Wandelbarkeit. Nach einem intensiven Rausch kann sich ein Gefühl des Widergeborenseins einstellen, vor allem nach einer psychedelischen Erfahrung, also einer solchen, in der die ‚Psyche in Erscheinung getreten ist'. Bei intensiven Grenzerlebnissen spürt und reflektiert man sich auf besonders intensive Weise. Paradoxerweise kann das Außer-sich-Sein die größtmögliche Nähe zu sich herbeiführen. Die zentrale Frage von solchen liminalen Zuständen ist die nach dem eigenen Selbst, dessen Konturen sie zur Erscheinung bringen.

„Grenzerlebnisse [...] ermöglichen es uns erst, durch ihren Kontrast zur Wirklichkeit des Alltäglichen unsere Identität in einem psychischen Bezugssystem zu sehen, wobei der Rahmen dieses Bezugssystems durch die ekstatischen Erlebnisse definiert wird."[63]

In der affektiven Betroffenheit des Rausches werden die Grenzen des Selbst ausgelotet. So sind solch intensive Erfahrungen ein zentraler Bestandteil von Jugendkulturen, deren Vertreter auf diese Weise versuchen, überhaupt erst ein Gefühl für sich zu entwickeln. Dieser Prozess ist aber nie endgültig abgeschlossen und setzt sich im Erwachsenenalter fort. Das rahmende Gefüge, innerhalb dessen das Selbst sich verortet, muss immer wieder in berauschenden Ausnahmesituationen evoziert, begutachtet und bestätigt oder verworfen werden.

62 / Michel Foucault: „Theatrum Philosophicum", in: Daniel Defert / François Ewald (Hg.), *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 2002, S. 93–122, hier S. 117.

63 / Ernst Pöppel: *Lust und Schmerz. Über den Ursprung der Welt im Gehirn*, Berlin 1993, S. 265.

VI. *Tiefes Spiel*

> „Wehe mir! Wo ist die Zeit hin? Sank ich nicht in tiefe Brunnen? Die Welt schläft – Ach! Ach! Der Hund heult, der Mond scheint. Lieber will ich sterben, sterben, als euch sagen, was mein Mitternachts-Herz eben denkt. [...] Ach! Ach! Der Thau fällt, die Stunde kommt [...], wo mich fröstelt und friert, die fragt und fragt und fragt: ‚wer hat Herz genug dazu? [...] Wer will sagen: so sollt ihr laufen, ihr grossen und kleinen Ströme!' – die Stunde naht: oh Mensch, du höherer Mensch, gieb Acht! diese Rede ist für feine Ohren, für deine Ohren – was spricht die tiefe Mitternacht?"[64]

Mit einem Punkt seiner Charakterisierung des chemischen *ilinx* hat Caillois allerdings Recht, wenn er nämlich das psychotrope Spiel mit sich als äußerst riskant einstuft. Es ist eine der gefährlichsten Spielformen und kann mit Jeremy Bentham als *deep play* bezeichnet werden.[65] Aus Benthams utilitaristischer Perspektive zeichnet sich das tiefe Spiel dadurch aus, dass der mögliche Nutzen vom eingegangenen Risiko überschattet wird. So handelt es sich beim Rauschmittelkonsum um eine Modalität des tiefsten Spiels, denn die eigene Existenz ist der höchste Einsatz, der riskiert werden kann. Während solche Wagnisse für Bentham zutiefst irrational und unmoralisch sind, ist das, was rekreative Rauschmittelkonsumenten aus ihnen ziehen, aber offensichtlich wertvoll genug, um sich bereitwillig auf das Risiko einzulassen. Dies wird verständlich, wenn man mit Clifford Geertz den symbolischen Mehrwert des tiefen Spiels seiner utilitaristischen ‚Nutzlosigkeit' entgegenhält.[66] Demnach strebt das Subjekt, wenn es sich aufs Spiel setzt, nach einem Zuwachs an Erfahrung, der mit dem utilitaristischen Nutzen inkommensurabel ist. In vielen sozialen Kontexten, wie etwa dem Fest, geht ein erfolgreich überstandener Rausch auch mit einem Gewinn an Ansehen einher. Wer sich selbst aufs Spiel setzt und dieses Unterfangen überlebt, ist umhüllt von einer Aura der Erhabenheit. Beim glücklichen Ausgang eines tiefen Spiels findet eine Statussteigerung statt, in der die Beziehung des Spielers zu sich als auch zu anderen transformiert wird.

64 / Vgl. Friedrich Nietzsche: „Das Nachtwandler-Lied" [1885], in: Giorgio Colli / Mazzino Montinari (Hg.), *Also sprach Zarathustra I–IV*, Kritische Studienausgabe, München 1993, S. 395–404, hier S. 398.
65 / Vgl. Jeremy Bentham: *Theory of Legislation*, Boston 1840, S. 131.
66 / Vgl. Clifford Geertz: „‚Deep play': Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf", in: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. M. 1987, S. 202–260.

Das Risiko des Rausches verspricht auch eine Form der Erkenntnis. Diese liegt, wie bereits erwähnt, aber nicht innerhalb des Rasters von wahr und falsch; oder besser: Die Rauscherkenntnis stellt eine archaische, auf Erfahrung beruhende Modalität der Wahrheitsgenese dar. Sie erfolgt als „Probe" (*épreuve*), um mit Foucault gegen seine oben angeführte Charakterisierung des Rausches zu sprechen.[67] In dieser Hinsicht gehört der Rauschmittelgebrauch zu einer Klasse von körperlichen Spielen, in denen das Subjekt sich einem Kampf mit der eigenen *physis* aussetzt. So lassen sich Drogenkonsumenten, die sich ‚auf die Probe' stellen, auf eine agonale Auseinandersetzung ein, die sich zwischen ihren geistigen Kräfte und ihrem berauschten Körper entfaltet. Während solche psychophysischen Proben im feudalen und archaischen Recht als „Gottesurteil"[68] galten und zur Bewältigung von sozialen Spannungen dienten, wird diese Modalität der Wahrheitsproduktion von modernen Psychonauten als *spielerische Selbsttechnik* eingesetzt, um intra- und intersubjektiven Relationen auszuloten und zu transformieren.[69] Das Einlassen auf dieses riskante Ritual ist stets eine ethische Entscheidung, insofern es freiwillig und reflektiert geschieht – zwei notwendige Bedingungen für das Spiel mit sich.

So kann im Rausch eine archaische Form der Erkenntnis gewonnen und ein spielerisches Verhältnis zu Selbst und Welt kultiviert werden. Aufgrund seiner Außeralltäglichkeit sind die im Rausch gemachten Erfahrungen jedoch häufig nur schwer kommunizierbar. Sie wirken leichtsinnig, unverständlich oder höchst banal für Zuhörende, die nicht daran teilgenommen haben. Die Kommunikationsfähigkeit während sowie nach dem Rausch wächst aber mit dem Erfahrungsschatz, wie in der Regel auch die Kompetenz im Umgang mit der Psychotropie. Dies zeigt sich in den elaborierten Codes moderner Psychonauten, in denen sie ein Wissen aus ihren Rauscherfahrungen destillieren. Hierin unterscheidet sich das *zoon logon echon* von seinen animalischen Verwandten, die zwar dem Konsum von Psychotropika frönen, aber nicht über ihren Rausch Buch führen.[70] Um diese Aufzeichnungen zu verstehen, muss man allerdings lebensweltlichen Zugang zum Rausch haben – die dionysische Wahrheit verlangt „feine Ohren", um vernommen zu werden.[71] Caillois' Hörvermögen war jedenfalls Ende

67 / Zur Probe als einer archaischen bzw. feudalen Modalität der Wahrheitsfindung vgl. Michel Foucault: „Die Wahrheit und die juristischen Formen", in: Defert / Ewald (Hg.), Schriften, Bd. 2, S. 669–792, hier S. 710 ff. Zum Verschwinden der Probe als kultureller Wissensform bzw. ihrer Verdrängung durch die Untersuchung (*enquête*) an der Wende zur Neuzeit vgl. ebd., S. 726 f.

68 / Vgl. ebd., S. 712.

69 / Zu spielerischen Selbsttechniken vgl. Mark Butler: „Das Spiel mit sich. Populäre Techniken des Selbst", in: Eva Kimminich u. a. (Hg.), *Express Yourself! Europas kulturelle Kreativität zwischen Markt und Underground*, Bielefeld 2007, S. 75–101.

70 / Zum Rauschmittelkonsum von Tieren vgl. Ronald Siegel: *Intoxication. The Universal Drive for Mind-Altering Substances*, Rochester 2005.

71 / Vgl. Nietzsche, Das Nachtwandler-Lied, S. 399.

der 1950er vom diskursiven Lärm des vorausgehenden Jahrhunderts zu beeinträchtigt, um – im Vorfeld der psychotropen Turbulenzen des anbrechenden Jahrzehnts – der chemischen Rauschgenese den ihr gebührenden Platz in seiner theoretischen Nobilitierung von *ilinx* einzuräumen.